

Prolog. Angestrengte Heimatliebe und heiliger Bimbam.

Es scheint schlecht bestellt um Meienbergs Heimat, die eingehügelte Stadt zwischen Freuden- und Rosenberg, wenn man durch eine Vorlage blättert, die vor drei Monaten im St.Galler Stadtparlament zuerst kurz debattiert und dann ziemlich geräuschlos akzeptiert wurde. Es ging um Geld, mal wieder, und natürlich nicht für Kultur, die beim nächsten Sparpaket wieder als erstes den Gürtel wird enger schnallen müssen, nicht für Schulen, nicht für den Ausbau der Fahrradwege. Sondern für eine Marketingkampagne für den Standort St.Gallen.

Es lamentieren in der Vorlage die Marktschreier, die Marktradikalen, die Direktion Inneres und Finanzen, in nomine die frisch gebackene Stadtpräsidentin: Die Bevölkerung der sakrosankten Gallusstadt wachse heute nur zögerlich, so heisst es, im Vergleich zur gesamten Schweiz sogar unterdurchschnittlich. Oh jemine. Darum gelte es, Zitat, die „Wegzugsgründe zu schwächen und die Zuzugsgründe zu stärken“. Schliesslich würden mehr Einwohner:innen eine stärkere Wertschöpfung vor Ort auslösen und damit zu mehr Wohlstand führen. Und weil Wohlstand kostet, wolle man sich nun für 400'000 Franken eine Marketingkampagne leisten, die sich also gewaschen habe. Die Marketingstrateg:innen haben ihr den einsinsilbigen und einfältigen Namen „Sankt“ gegeben, vielleicht weil sie ihnen heilig und unantastbar gilt, vielleicht aber auch, weil ihnen seit Jahren nichts Anderes mehr einfällt als solch biedereren Wortspielereien.

Menschen tauchen in der Vorlage übrigens lediglich als „Zielgruppen“ auf: Während man die einen überzeugen will, hier zu bleiben, sollen die anderen gefälligst zurückkommen. Was fällt denen auch ein, nicht mehr in St.Gallen leben zu wollen und anderswo ge-wert-schöpft zu werden, gewertschröpft. Zurückkommen sollen etwa die sogenannten „Newcomer“, die - Zitat – „das Leben in der Stadt je länger je mehr reizt.“ Oder die „Heimweh-St.Galler:innen“, wie Silvia und Marco, Schulpsychologin und Programmierer, aufgewachsen in Wittenbach, wohnhaft jetzt aber unglücklicherweise noch in Zürich-Wipkingen. Oder wie wärs mit den „Worker“ Timo und Aline, die durch ein neues Jobangebot in St.Gallen in die Gallusstadt gelockt werden könnten? Und wie steht es eigentlich um „Golden Ager“ Susanne, die sich für „Ernährung und Gesundheit“ interessiert, sich in urbanen Zentren wohlfühlt und sich auf dem Land je länger je mehr alleine fühlt?

Sie alle sollen durch eine „emotionale Ansprache und rationale Gründe“ nachhause gelockt werden. In den Schoss der Heimatstadt. Mit besonders einfallslos geratenen Ideen wie einer „Heimwehbox“ (voller Klischees) oder einem „St.Gallerfest in Zürich, Bern oder Basel“.

Meienberg hätte bestimmt geschmunzelt ab so viel angestrenzter Heimatliebe. Und hätte sich bestimmt gleich mit Lust und der für ihn einzigartigen Dringlichkeit daran gemacht, einen bissigen Texte darüber zu schreiben. Man hört schon seinen unnachahmlichen Sound in der Stimme, wie er dann diesen Text genüsslich vorliest und damit allerlei Radau anzettelt. Ob man einen wie Meienberg mit einer solchen Box mit Bratwurst, Biberli und lokalem Bier dazu hätte bewegen können zurückzukehren in seine Heimatstadt? Den „Golden Ager“ Meienberg? Den „Heimweh-St.Galler?

Erstens: Vita brevis Meienbergi

Niklaus Meienberg wird am 11. Mai 1940 in St.Gallen geboren, einen Tag zuvor hat der Bundesrat aus Angst vor einem Angriff Deutschlands die zweite Mobilmachung ausgelöst. Manchmal heult im St.Fiden-Quartier, wo Meienberg aufwächst, die Sirene auf und brummen Flugzeuge über die Stadt. Baby Niklaus wird von dieser tosenden Weltpolitik noch ziemlich unbeeindruckt gewesen sein.

Er wächst in einer kleinbürgerlichen, mittelständischen Familie auf, sein Vater ist Prokurist bei der Raiffeisenkasse, seine Mutter Hausfrau. Zu ihr wird er zeit seines Lebens eine enge Beziehung haben, zu dieser „stolzen und gradlinigen und frechen Frau“, wie Meienberg schreibt. Das Verhältnis zu seinem Vater bleibt distanziert.

Niklaus besucht die Primar- und Sekundarschule in der Stadt, mittlerweile ist aus dem Zweiten Weltkrieg ein Kalter Krieg geworden, den nun auch Niklaus zu spüren bekommt: „Wenn die Russen dann in St.Gallen einmarschieren, werden sie mit ihren Stiefeln nicht über die Gräber des Ostfriedhof zu trampeln vergessen, denn sie haben keine Pietät. Das hatten wir in der Schule gelernt beim Lehrer Ziegler zur Zeit des Koreakriegs, im Krontalschulhaus bei den Kastanienbäumen“, schreibt er.

Nach der Sekundarschule besucht er die Benediktiner Klosterschule in Disentis und kehrt der Stadt erstmals den Rücken. Es ist eine Erfahrung, die nicht nur seine Sicht auf Disziplin, auf Zwang, und auf das Oben und das Unten in der Gesellschaft schärft. Es ist auch eine Zeit, die sein Verhältnis zum Katholizismus formt, ihn prägt. Später einmal wird er sich darüber beklagen, dass viele religiöse Riten und Zeremonien verschwunden seien, und er beginnt wieder Choräle zu singen.

In seinen Texten wird diese christlich-katholische Prägung immer zu spüren sein.

Nach der Maturität bereist er die USA und beginnt danach sein Studium der Geschichte an der katholisch geprägten Universität Freiburg, die in den 1960er Jahren nicht gerade für ihre Aufmüpfigkeit bekannt ist. Den Radau holt sich Meienberg anderswo, etwa in Paris, wo er ein Stipendium absolviert. 1969 schliesst er sein Geschichtsstudium mit einer Lizenziatsarbeit über De Gaulle und die USA ab.

Bereits Mitte der 60er Jahre hat seine journalistische Laufbahn begonnen, er arbeitet zuerst als Pariser Korrespondent für die Weltwoche. In dieser Zeit erlebt er den Mai 68 aus nächster Nähe mit, er beschreibt die Polizeigewalt, die Aufbruchstimmung. Nachdem er für verschiedene Zeitungen und auch Radio DRS schreibt und produziert, belegt ihn der Tagesanzeiger 1976 mit einem Schreibverbot, was ihn hart trifft. Anfang der 80er Jahre schreibt er als Paris-Korrespondent für den deutschen „Stern“ und findet schliesslich mit der Wochenzeitung, der WOZ, seine publizistische Heimat. Nach vielen Jahren als freier Mitarbeiter, als Historiker, als streitbarer Zeitgenosse, nach zahlreichen Preisen, nimmt sich Niklaus Meienberg am 22. September 1993 in Zürich das Leben.

Zweitens O Furglercity Stickerstadt. Meienberg und St.Gallen

Seine Heimatstadt St.Gallen hat Meienberg trotz der räumlichen Distanz nie ganz losgelassen. Es ist die Stadt, die ihm 1990 zähneknirschend den Kulturpreis verleihen wird. Und dies obwohl er nur noch selten in die Stadt zurückgekehrt ist. Meist, um seine Mutter zu besuchen. Einmal verschlägt ihn der Plan nach St.Gallen, ein Motorrad zu kaufen, das hier günstiger ist als in Frankreich. Und wenn er schon mal hier ist, und wegen Schneegestöber feststeckt, dann schreibt er natürlich auch gleich eine Reportage darüber. Sie erschien unter dem Titel „Aufenthalt in St.Gallen (670 m ü.M.)“.

Er erinnert sich darin an sein Primarschulhaus, fast melancholisch, zärtlich, spricht aber auch von der alltäglichen Disziplinierung in der Schule, von Liebeleien, den einbetonierten Bürgerlichkeiten.

Aus der Reportage:

„Die Lust hatte sich in Ortsbezeichnungen hineingeflüchtet, und dort bleibt sie auch, Lustmühle, Nest, Freudenberg. Der Freudenberg hat seinen Namen von der Freude, welche die spazierenden St.Galler empfinden, wenn sie auf den gegenüberliegenden Rosenberg blicken, der herrschaftlich überbaut ist durch die Residenzen der reichen Mitbürger, die es durch ihre Tüchtigkeit zu einer Villa gebracht haben, während es die meisten St.Galler nur zu einem lohnenden Spaziergang bringen, etwa durch das Tal der Demut zum Wenigerweiher.“

Es spricht hier ein typischer Meienberg, der die gesellschaftlichen Widersprüche, die Klassenverhältnisse, nicht in der Sprache marxistischer Lesekreise findet, in hochtrabenden Begrifflichkeiten, sondern im Alltäglichen, wie hier in der Landschaft oder in einer anderen Reportage auf einem Zeltplatz, und diese Gegensätzlichkeiten doch in aller Deutlichkeit und politischen Schärfe benennt. In der Reportage klingt aber auch eine Art *Tristesse* an, die Meienberg beim Besuch der Stadt spürt, und um die es auch in einem seiner bekanntesten Gedichte geht, das einer der Anlässe für dieses Chorprojekt war.

Es trägt den Titel „geboren und aufgewachsen in / gefärbt und gebleicht in“. Es ist ein Gedicht als Klagegedicht, als „lamentatio“ über den Tod vor dem Tod - *media vita in morte sumus* - es ist eine Abrechnung mit der Heimatstadt. Eine Abrechnung jedoch, die zeitlos scheint. Denn man sucht vergeblich nach einer Jahreszahl, nach zeitgenössischen Referenzen, um es zeitlich einordnen zu können. Auch eine Nachfrage beim Limmat-Verlag, wo das Gedicht erschien, bringt keine Klarheit. Meienberg habe eines Tages ein Bündel mit Gedichten in den Verlag gebracht, einige seien mit Jahreszahlen versehen gewesen, andere nicht.

Es ist ein Text, der so hart ins Gericht geht mit Meienbergs Heimatstadt, wie sonst kaum ein Text von ihm. „Mitten im Leben sind wir schon tot hat Kollega Notker genannt der Stammler Balbulus im Tal der Steinach gedichtet gesungen so ca. anno 890“, so beginnt Meienberg. Und so endet er: „O dreimal gottvergessene bleiche Heimat heimatlich gebleichte kreuzbleich schielende Mumie in der Wolle gefärbte in der Sitter gegerbte feldgrau trommelnde Leiche Vaterstadt.“

Und dazwischen? Hier breitet Meienberg jene Stimmung aus, die er so typisch für St.Gallen hält, diese geistige Enge, dieser Drang zum Gehorsam, dieser Zwang zur Konformität, hier, wo alles, was nicht hineinpasst, passend gemacht werden muss, wo es keinen Platz gibt für das Unbequeme, Kritische. Es sei darum kein Zufall, so dichtet Meienberg, dass so ein „Totenjodel“ wie jener von Balbulus hier im stickigen St.Gallen „ausgeknobelt“ worden sei. „Wie leicht lässt es sich da versauern“?

Das Gedicht ist bei allem Lamentieren, aber auch eine zeitlose Ode an die Heimatstadt. In dieser Widersprüchlichkeit, oder auch: in dieser Dialektik, spiegelt sich vielleicht jene typische St.Gallische Frage nach dem Verhältnis zur eigenen Stadt: diese Gleichzeitigkeit von Distanz und Kritik und doch so etwas wie heimatlicher Verbundenheit. Es ist diese Frage, die Menschen hier immer wieder umtreibt. Die die einen dazu bewegt, der Stadt den Rücken zu kehren (wie Meienberg), andere kehren wieder zurück, und wieder andere bleiben, obwohl sie eigentlich besser gehen sollten, wo es doch so viel zu lamentieren gibt. Und wieder andere Optimist:innen bleiben, weil die Verhältnisse ja nur dann zum Tanzen gebracht werden können, wenn man vor Ort ordentlich Musik und Radau macht.

Es ist diese st.gallische Frage, aber vielleicht auch dieser etwas kulturpessimistische Blick, der auch in der Popkultur immer wieder auftaucht, der - meist von Männern - besungen wird. Etwa bei Rapper Göldin, im Hauptberuf Journalist, der es nicht wie Meienberg nach Paris, aber immerhin bis nach Zürich geschafft hat. Sein Song „Saint City Low life“, geschrieben 10 Jahre nach dem Tod Meienbergs, ist gewissermassen die moderne und schweizerdeutsche Fassung von Meienbergs Gedicht „geboren und aufgewachsen in / gefärbt und gebleicht in“.

Da raunt es bei Göldin: „me hend es rothus mit ennere rostbrune fassade. mer hend vill lüüt wo ganz liecht z'provoziere sind.. mer hend vill lüüt wo vill dra lit, dass alles bim alte bleibt .. me hend vill, doch vill muet hemmer nöd.. saint city low life.“

Und was besingen heute eigentlich die Popbands Stahlberger und Dachs, wenn nicht just auch immer diese Eingegrenztheit und Provinzialität im Tal zwischen Freuden- und Rosenberg?

O Gallenstadt, O Männerstadt.

Geschrieben ist das Gedicht von Meienberg als Figurengedicht, als Text, der typographisch eine Figur abbildet, wo die Form zum Inhalt beiträgt. So wird im Gedicht der normale Laufertext immer wieder unterbrochen durch einen schmalen, säulenartigen Teil, meist durch Anrufungen an die Stadt: O Gallenstadt, O Nierenstadt O Furglercity Stickerstadt O Schübligtown grau anzuschauen. Die Enge der Stadt spiegelt sich in der Enge des Gedichts.

Meienberg kombiniert in diesen Anrufungen geschickt jene scheinbar typischen St.Galler Eigenheiten, mit denen sich die Stadt selber gerne vermarktet, noch bis heute, mit Zuschreibungen von Aussen. St.Gallen ist nicht nur Olma, Biber, Brodworscht. St.Gallen ist auch Furglercity, ist Dominanz des Freisinns, ist Schübligtown grau anzuschauen.

„Mitten im Leben sind wir schon tot“ – ohnehin diese Todesmetaphern und Anspielungen überall bei Meienberg, sie lesen sich im Nachhinein immer auch als persönliche Andeutungen und Hinweise auf einen depressiven Meienberg, der an den Verhältnissen, an den Ansprüchen an ihn, allmählich zerbrach.

Drittens: Kritik und Liebe

Dass im Gedicht nur Männer auftauchen ist kein Zufall. Meienberg war fasziniert von der Macht, aber eben auch den Mächtigen, den einflussreichen Leuten, fast immer Männern, die er - im Gegensatz zu den Frauen - ernst nahm. Die Journalistin Bettina Dytrich schrieb dazu: „Die Fixierung auf Männer erstaunt deshalb, weil Meienberg ansonsten eigentlich einen guten Sensor für die Unterdrückten hatte, die Gebeutelten, aber auch für die Aufmüpfigen, Armen, die Arbeiter:innen, darunter hätte er bestimmt eine Frau finden können.“

Einen guten Riecher hatte Meienberg zweifelsohne für die gesellschaftlichen und moralischen Normen, für Autoritäts- und Identitätsvorstellungen, die er radikal infrage stellte. Das zeigt sich insbesondere auch bei seinen historischen Arbeiten. Meienberg sorgte mit diesen Arbeiten auch innerhalb der Geschichtswissenschaft für allerlei Radau und Debatten, die die Geschichtswissenschaft selber mit-verändern sollten.

Seine Recherche zum Landesverräter Ernst S, aber auch sein Buch über den Wille Clan und den Hitler-Attentäter Maurice Bavaud gehören heute zum Kanon schweizerischer Geschichtsschreibung. Damals lösten sie auch Kritik aus. Das lag auch an der Herangehensweise Meienbergs. In Kontrast zur klassischen, Geschichtsschreibung, zieht sich wie ein roter Faden durch die Arbeiten Meienbergs, dass er jenen eine Stimme geben will, sich für jene interessiert, die zu Lebzeiten nichts zu husten hatten – sogenannte „kleine Leute“ – und denen dadurch oft auch die Erinnerung, die historische Nachhaltigkeit genommen wurde. Meienberg betrieb eine Geschichtsschreibung „von unten“ und war damit seiner Zeit und Zunft voraus. Das hiess auch, nicht nur auf klassische, akademische Archivquellen zurückzugreifen, sondern auch Zeitzeug:innen zu befragen, sie als historische Quellen genauso ernst zu nehmen wie andere Quellen.

Dafür ist etwa „Die Erschiessung des Ernst S.“ ein treffliches Beispiel. Er zeigt wie schonungslos die Militärjustiz als Klassenjustiz funktionierte und die kleinen Leute herhalten mussten, um die Nazisympathien grosser Teile des Grossbürgertums zu verbergen. Die kleinen hängt man, die Grossen lässt man laufen.

Meienberg stellte das Selbstbild der Schweiz als humanitärer und neutraler Musterschüler wiederholt radikal in Frage, schrieb gegen das helvetische Saubermanns-Image an. Immer aber aus einer Perspektive, einer Art linken Patriotismus, in Heimatverbundenheit.

Auch mit dieser politischen Kompromisslosigkeit, seiner direkten, manchmal auch beleidigenden Art hatte es zu tun, dass die Verleihung des Kulturpreises 1990 zum Politikum wurde. Es hagelt Kritik, vor allem aus bürgerlichen, aber auch aus

kirchlichen Kreisen. Darunter auch prominente Vertreter wie der spätere Stadtpräsident Thomas Scheitlin, der Mann vom Rosenberg, der Jahre Später nochmals intervenieren wird, um die Benennung einer Strasse nach Meienberg zu verhindern.

Doch viele der Kritiker hatten Meienberg nie richtig verstanden. Wer sich durch die Texte liest, in denen St.Gallen vorkommt, der entdeckt darin zwar immer wieder kritische Töne. Doch wer genau liest, entdeckt auch einen nostalgischen, liebevollen Blick auf die Stadt. Im Falle von Scheitlin und Konsorten war das natürlich mehr als nur ein Missverständnis. Ihnen missfiel natürlich auch die politische Haltung, für die Meienberg stand. Und sie missfällt ihnen bestimmt auch noch heute, wo sie alle noch immer das gleiche tun wie damals: Ökonomie mit Demokratie verwechseln.

Doch die Kritik prallte nie einfach an Meienberg ab. Solange er schrieb, solange flogen ihm seine Kritik und seine Texte wie ein Bumerang zurück an den Kopf. Und trafen ihn oftmals hart und persönlich. In seiner Rede zum Kulturpreis kam dies zum Ausdruck, wie auch in anderen Texten. Sie offenbarten eine Einsamkeit, Depression und eine Überforderung mit der Rolle, die Meienberg mit der Zeit erhielt und die er wohl selber etwas gesucht hatte. Seine Erschöpfung klingt auch im Gedicht an, das er in seiner Dankesrede vortrug. Und wieder nimmt der Tod, das Sterben und Absterben eine zentrale Rolle ein, wie schon im Gedicht zu Balbulus:

„Eigentlich
bin ich mir längst abgestorben“, schreibt er:

„ich tu noch so, als ob
Atemholen, die leidige Gewohnheit
hängt mir zum Halse heraus
Mein Kadaver schwankt unsicher
auf tönernen Füßen
die wissen nicht
wohin mit ihm.“

Mit der Lyrik, der er sich in seinen letzten Lebensjahren verstärkt widmete, versuchte er seiner sensiblen, zärtlichen Seite Ausdruck zu verleihen. Und wurde von seinen bürgerlichen Widersachern doch immer nur als linker Polterer und Störenfried wahrgenommen. Schon kurz nach seinem Tod bilanzierte die NZZ: „Es bleiben einige Dutzend gültige Seiten polemischer Prosa. Und eine Wortmächtigkeit, die viel zu wenig der Literatur zugutegekommen ist.“ Sie hatten ihm nicht verziehen, dass er sich nicht einfach schöngestiger Literatur gewidmet hatte.

Denn selbst, wo Meienberg über die Liebe spricht, in seinen Gedichten, blitzt noch die schonungslose Kritik an den Verhältnissen auf. Wenn er etwa über die Liebe spricht, über die Liebe, die nicht in die heutigen Produktionsverhältnisse hineinpassen würde, „wenn jemand um acht Uhr ins Büro geht und um sechs Uhr nachhause kommt und sich dort mit Ellenbogen und Füßen und Krallen und Zähnen wehren muss, dass seine Karriere auch richtig funktioniert, und dann soll er am Abend heimkommen und wann fängt dann die Liebe an, um neun Uhr, um zehn Uhr? Nach dem Nachtessen, vor dem Nachtessen? Oder fängt sie vielleicht schon im Büro

an, vielleicht an der falschen Stelle, das ist dann natürlich katastrophal für die Produktionsverhältnisse, da leidet dann die Rentabilität darunter. Ich glaube, die wirkliche Liebe, die sich Zeit nimmt, ist heute irgendwie out. Vermutlich war sie das immer schon.“ So schreibt Meienberg.

Viertens: Hat jemand Cancel Culture gesagt?

Die Kontroversen rund um Niklaus Meienberg stehen damit auch exemplarisch für den Umgang mit unliebsamen, kritischen Geistern. Natürlich hatte Meienberg immer viel Bühne für seine Texte und seine Inhalte. Er musste sie aber immer gegen breiten Widerstand erkämpfen: in der Geschichtswissenschaft wie im Journalismus.

Die Kritik, wonach unliebsamen Meinungen die Bühne entzogen werde, hat heute die politischen Vorzeichen gewechselt. Unter dem Stichwort Cancel Culture wird vor allem im liberalen und rechten Milieu beklagt und bejammert, dass es heutzutage nicht mehr möglich sei, seine Meinung zu äussern, ohne dass man von einem linksmoralischen Mob diskreditiert und zensiert, also «gecancelt», werde. Doch was hier als Untergang des Abendlandes beklagt wird, ist ein Fortschritt: Es zeigt nämlich, dass mehr Akteure als das früher der Fall war eine Stimme erhalten, auch sogenannte marginalisierte Gruppen wie feministische Frauen oder MigrantInnen

Vergessen geht auch, dass jene, die am meisten Drohungen und Kritik ausgesetzt sind, noch immer vor allem feministische Frauen und Migrant:innen sind. Und vergessen geht auch der Selbstwiderspruch, dass ausgerechnet jene Interview für Interview geben und eine mediale Bühne erhalten, die scheinbar gerade gecancelt werden.

Letztens: Und heute, wie stickig ist's noch heute?

Und wie stickig ist's denn eigentlich noch heute? Es liesse sich aufzählen: In einer Stadt, die es erst kürzlich geschafft hat, eine StadtpräsidentIN zu wählen, in einer Stadt, in der Parkplätze zwar aufgehoben werden, aber nur sehr sehr zähneknirschend, in einer Stadt, die sich einen Autobahnzubringer mitten in ein Quartier und in eine belebte Brache pflanzen will (und damit Meienberg an den Autobahn-Anschluss erinnern würde, der sein Kindheitsquartier durchschnitten hatte (er nannte die Befürworter:innen des Projekts damals „bohnenstrohdumm“),

in einem Kanton, der noch immer in aller Überheblichkeit jenen das Stimm- und Wahlrecht verweigert, die hier wohnen, arbeiten, Steuern zahlen, in einer Stadt, in der man dem lokalen grün-weissen Fussballunternehmen gefälligst zu applaudieren und es zu hofieren hat, einer Stadt, dem fast keine belebten Innenstadtquartiere mehr bleiben, seit in der Innenstadt nur noch gearbeitet, geshoppt und weggewiesen wird, sowieso eine Stadt, die seine Innenstadt nicht durch Menschen, sondern nur durch Kunden beleben will, wobei man heute ja ohnehin nie ganz weiss, ob das nicht dasselbe ist, eine Stadt, die manche gerne als Unternehmen geführt sähen, einer Stadt, in der die Polizei hinter jedem unerlaubt plakatierten Plakat einen revolutionären Umsturzversuch vermutet und entsprechend darauf reagiert, die eine friedliche Demonstration für solidarische Corona-Massnahmen niederknüpelt und gleichzeitig mit grossen Verständnissgesten auf jene selbsternannten

Freiheitskämpfer reagiert, die auf Schutzmassnahmen pfeifen. In einer Stadt, in der die Belegung und Getaltung von öffentlichem Raum in erster Linie Aufgabe von Architektur- und Stadtplanungsbüros ist

Einer Stadt, in der es an Orten fehlt, für die man zu kämpfen bereit ist,

In einer Stadt, die einige wie in der Vorlage zu Beginn mit einer solchen ökonomischen Verbissenheit verstandortmarken, anpreisen, lobhudeln müssen, dass man sich manchmal fragt, was denn von einer solch skizzierten Stadt und dem Leben darin übrig bliebe, ohne dem Geifern nach ökonomischer Rentabilität, nach Wertschöpfung.

Darüber schreiben könnte eine Lokalzeitung, die das längst nicht mehr ist, weil ihr Korrektorat nach Bosnien und Herzegowina, und ihr Mantelteil nach Aarau ausgelagert worden ist, und die wenigen Stellen, die übrig blieben, allmählich abgebaut werden, weil die Medien zu Konzernen geworden sind, die reibungslos zu funktionieren haben. Auch einer wie Meienberg könnte da nur stören.

Natürlich war Meienberg ein Kind des Kalten Krieges, agierte in einer polarisierten politischen Atmosphäre, die oftmals nur zwei Positionen zuließ, ein dafür oder ein dagegen, ein Links oder Rechts. Es mag mit dem geistigen Klima des Kalten Krieges zu tun gehabt haben, aber es war auch eine Grundüberzeugung Meienbergs, dass jeder Streit die Welt der Wahrheit etwas näher bringe.

Was der Stadt fehlt, und wofür Meienberg stand, ist die Lust am Gerangel, an offenen Konflikten, an der Zuspitzung. An einer Art der Politik, die sich selbst nicht für alternativlos hält, und einer Kultur, die sich nicht damit begnügt, was sie erreicht hat.

Alles, nur keine „Heimweh-Box“.

Oh Schüblig-town, Grau anzuschauen.

Das ist noch immer Meienbergs Heimatstadt. Hier wurde er gebleicht und gefärbt. Aufgewachsen im St.Fiden-Quartier. Zwischen Rosen- und Freudenberg.

© Matthias Fässler, 5. September 2021